

III. KONTEXTE

KLAUS MÜLLER

Philosophisches über die Veränderung von Kommunikation durch Telemediatisierung

I. EINE DRITTE »KRITIK« WIRD FÄLLIG

Es ist immer vernünftig, mit Superlativen sparsam umzugehen; zu oft entpuppen sie sich, kaum ausgesprochen, als eher bescheidener Komparativ. Anders im Fall der Aufgabe, die die derzeit mit ungeheurer Geschwindigkeit alle Segmente der Lebenswelt durchgreifende Telemediatisierung stellt.¹ Aus ihr resultiert neben anderem auch eine völlig neue Herausforderung der Philosophie. Um die Dimension etwas zu verdeutlichen, spielt die vorstehende Überschrift mit Absicht auf zwei andere vergleichbar fundamentale Herausforderungen an: Das Spezifikum der Philosophie der Neuzeit macht aus, sich substanziell als eine Kritik der Erkenntnis zu verstehen. Exemplarisch verdichtet begegnet diese Form von Philosophie in den drei Büchern *Immanuel Kants*, in deren Titel bereits das Wort »Kritik« vorkommt: »Kritik der reinen Vernunft«, »Kritik der praktischen Vernunft«, »Kritik der Urteilskraft«. Geleistet werden soll eine strenge, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Bestimmung der Leistungsfähigkeit und der Grenzen menschlicher Vernunft – mit dem Ziel, darüber Rechenschaft zu geben, was von der Welt- und Selbstbeschreibung des Menschen namens »Philosophie« erwartet werden darf (und was nicht). Dieses Projekt setzt kurz vor der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ein und kann – einmal in Gang gesetzt – nicht mehr hintergangen werden: Steht die Frage nach der Vernünftigkeit der Vernunft im Raum, nötigt sie dieser um ihrer selbst willen eine Antwort ab.

Grob gesprochen 100 Jahre später kommt es zu einer vergleichbar fundamentalen und wiederum irreversiblen Wendung in der Philosophie: Auf dem Hintergrund wichtiger Vorarbeiten wird die konstitutive Ver-

¹ Der Terminus »Telemediatisierung« hat sich als Titel für den Verbund von PC, TV und Multimedia eingebürgert.

knüpfung aller Denk- und Erkenntnisprozesse mit der Sprache entdeckt und systematisch entfaltet: Der Kritik der Vernunft folgt eine Kritik der Sprache. Philosophie wandelt sich im »linguistic turn« von einer Auseinandersetzung mit Phänomenen zu einer solchen mit den Sätzen, die über Phänomene formuliert werden. Dabei geht es aber eben nicht um das Problem der Bezeichnung oder Beschreibung von etwas, von dem wir sozusagen an der Sprache vorbei auch noch Zugang hätten. Wirklichkeit ist nicht anders als durch Sprache zugänglich. Selbst ein so komplexes Phänomen wie Selbstbewusstsein wird auf Informationen verarbeitende Prozesse zurückzuführen gesucht. Der Nestor der hermeneutischen Sprachphilosophie dieses Jahrhunderts kann bündig sagen: »Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache.«² Diese neuerliche Umorientierung der Philosophie unter dem Vorzeichen der Sprachkritik hat den Großteil der philosophischen Arbeit der letzten 70 Jahre durch und durch bestimmt.

Und jetzt, wiederum am Ende eines Jahrhunderts, sind wir Zeitzeugen einer neuerlichen grundstürzenden Veränderung. Ausgelöst ist sie durch die mittlerweile für viele zugänglich gewordenen Möglichkeiten, die die sogenannten »Neuen Medien« bieten: Unter »Neuen Medien« werden in der Regel alle elektronisch und auf digitaler Basis funktionierenden audiovisuellen Medien verstanden, die die Eigenschaft besitzen, seitens des Rezipienten wie des Kommunikators jederzeit aktualisierbar sowie hoch selektiv zu sein, d.h. hinsichtlich Inhalt wie Form auf maximale Rezeption angelegt werden zu können.³

Das philosophisch Brisante am Aufkommen der »Neuen Medien« besteht nun aber darin, dass sich durch es die Phänomene der Sprache, des Textes, der Information und der Kommunikation in ihrer bisher für selbstverständlich gehaltenen Grundstruktur verändern – und das heißt unter der Voraussetzung der Unhintergebarkeit des »linguistic turn« und der von ihm entdeckten konstitutiven Sprachlichkeit aller Realität eben auch, dass sich durch die »Neuen Medien« Wirklichkeit als solche verändert. Wie radikal – also buchstäblich übersetzt: an die Wurzeln gehend – das in der Tat der Fall ist, wird greifbar, wenn man sich die damit verbundenen Transformationsprozesse wenigstens im Ansatz verdeutlicht.

² Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik* (GW 1), München, 6. durchges. Aufl. 1990, 478.

³ Vgl. Christian Wessely, *Fundamentaltheologie und Neue Medien*, in: Klaus Müller (Hrsg. unter konzeptioneller Mitarbeit v. Gerhard Larcher), *Fundamentaltheologie – Fluchtlinien und gegenwärtige Herausforderungen*, Regensburg 1998, 281-289.

II. PROTOKOLL EINES RADIKALEN BEGRIFFSWANDELS

1. *Sprache, Text und Wissen*

Dass sich Sprache wandelt, ist seit je bekannt und insofern trivial: Wortbedeutungen verschieben sich, Redewendungen veralten und verschwinden, neue bilden sich aus usw. In all dem aber blieb Sprache an ein lineares oder serielles Schema gebunden. Einen Text hatte man dann erfasst, wenn man ihn Wort für Wort, Satz für Satz, Absatz für Absatz gelesen hatte. Ist mein PC online geschaltet, also in das World Wide Web eingeklinkt, begegnen mir dort umfänglichst Hypertexte, erstellt mit der einfach zu handhabenden Programmiersprache HTML (Hyper Text Markup Language): Mit ihr lassen sich beliebige Textbausteinkonstrukte erstellen; die Textbausteine bestehen aus Stichworten, Bildern, Symbolen oder Piktogrammen, die als »Links« fungieren, also als Verbindungselemente zu anderen Informationseinheiten. Der Leser / die Leserin eines Hypertextes sind also nicht einem statischen, fertigen Text konfrontiert, sondern schaffen erst im Akt des Lesens und Mouse-Klickens den Text, den sie wirklich lesen. Lesen ist nicht mehr Textrezeption, auf deren Basis der Leser dann hermeneutisch kreativ wird (weil er ja auch beim Lesen etwa eines traditionellen Romans die Story durch sein Verstehen letztendlich als konkrete in seinem Kopf erst schafft).⁴ Beim Hypertext setzt die Kreativität bereits bei der Komposition der empirischen Lesevorlage ein, es ereignet sich ein interaktiver Vorgang zwischen Leser, Text und dessen Autor – wobei ich beim Zusammenbau des von mir faktisch Gelesenen nie weiß, was ich gegebenenfalls alles in dem Hypertext sonst noch Steckende nicht gelesen habe, weil mich die Verfolgung des von mir gegangenen »Klick«-Pfads so und so viel Alternativen unbeachtet zu lassen nötigt. Die Vorgänge des Schreibens und Lesens verändern sich unter Hypertextbedingungen fundamentaler als nur im Sinn einer technischen Intensivierung des alten Fußnoten-Prinzips.

Dieses Neue an den »Neuen Medien« lässt sich noch in mehreren anderen wichtigen Hinsichten verdeutlichen: Durch Hypertextualität verschwimmt die Grenze zwischen Schrift und Bild. Wenn man sagen kann, dass die Schrift kulturgeschichtlich der Bilddimension abgerungen wurde, so läuft in den »Neuen Medien« zumindest partiell so etwas wie die Rücknahme der Schrift ins Bildmedium ab – nicht zuletzt übrigens

⁴ Zu diesem Zug der Rezeptionshermeneutik vgl. Müller, *Homiletik. Ein Handbuch für kritische Zeiten*, Regensburg 1994, 114-115.

dadurch, dass sich durch Bilder und Piktogramme Speicherplatz und, nota bene, Zeit sparen lässt: Ein gut Teil der Arbeits- und Suchanleitungen im Internet ergeht nicht nur im Abkürzungskauderwelsch der Computersprache, sondern zunehmend in der ganzen Grammatik der Icons, der stilisierten Bilder, die mich auf einen Blick erfassen lassen, was ich tun soll oder was mir angeboten wird: Ein kleiner roter Kussmund im Herz-Rahmen ist genauso eindeutig wie ein Icon aus Kreuz und Weihrauchfass. Ich will nun an dieser Stelle nicht gleich in den Chor der kulturpessimistischen Untergangspropheten einstimmen, aber zu fragen bleibt durchaus, ob und in welchem Sinn diese Tendenz auf Verbilderung von Kommunikation zu einem Verlust von Sprach- und Differenzierungskompetenz führt. Eine inflationierte Bilderflut bleibt für den Rezipienten bzw. Konsumenten nämlich alles andere als folgenlos: Er verdrängt, überlagert die Bilder der eigenen Träume und Fantasien; dies wiederum beeinträchtigt die Sprachfähigkeit eines Menschen – bis dahin, dass einer sich gar nicht mehr richtig artikulieren kann, d. h. von seinen eigenen Geschichten abgeschnitten wird. »Sekundären Alphabeten« nennt *Hans Magnus Enzensberger* so jemanden.⁵

Das Kommunikationsmedium »Text« verflüssigt sich aber im eben beschriebenen Sinn nicht nur für den Rezipienten durch die Möglichkeit, dass dieser sich aktiv an der Konstitution eines Textes beteiligt. Eine strukturell analoge Elastizität kann ein Text durch die »Neuen Medien« auch für den Autor / die Autorin erhalten. Wenn ich bisher ein Buch oder einen Aufsatz geschrieben habe, dann wurden die Überlegungen zuerst grob skizziert, dann ausgearbeitet, dann korrigiert und überarbeitet, schließlich publiziert. Nicht so, wenn ich im Internet publiziere. Ich gebe den Text genauso wie für die Druckvorbereitung ein, kann ihn aber zu jeder beliebigen Zeit verändern (und muss das nicht einmal kennzeichnen), kann also ohne weiteres an einem Punkt morgen das Gegenteil von heute hineinschreiben. Das hat unbestreitbare Vorteile: Wenn mir ein Fehler unterlaufen ist, mir das nachträglich auffällt oder mich jemand darauf aufmerksam macht (und es wird kaum einen Text geben, in dem kein Fehler steckt), kann ich ohne großen Aufwand den Schaden beheben. Es könnte aber auch sein, dass mich jemand überredet, meine ezine-publication⁶ schnell zu ändern, weil darin etwas über ihn Nachtei-

⁵ Zit. nach *Franz-Xaver Kaufmann / Johann Baptist Metz*, *Zukunftsfähigkeit. Suchbewegungen im Christentum*, Freiburg-Basel-Wien 1987, 132-133; Vgl. auch *Müller*, 38-39 (Anm. 4).

⁶ »ezine«-Publikation ist ein neues Kunstwort und meint einfach »electronic magazine«, also konkret: Veröffentlichung im Internet.

liges steht – und ich mache das ihm zuliebe oder weil er sich dann auch mir bei Gelegenheit erkenntlich zeigen wird usw. (man mache sich keine Illusionen über jetzt schon bestehende entsprechende connections in allen Disziplinen: von Zitationskartellen über gegenseitiges Rezensieren bis zur Fälscherseilschaft – um von Manipulationen im Polit- und Boulevardpresse-Sektor ganz zu schweigen).

Im eben beschriebenen Fall geht also die Verflüssigung des Textes mit der Möglichkeit erhöhter Einflussnahme des Autors und einer solchen auf den Autor einher, wobei diese durchaus bewusst und erkennbar erfolgt. Nun gibt es aber in den »Neuen Medien« schon längst eine neue Form von Textproduktion, in der Einflüsse auf den Autor weit weniger greifbar, aber in keiner Weise weniger effektiv zur Geltung kommen: Es gibt Autoren und Autorinnen, die schreiben ihre Publikationen nicht mehr im stillen Kämmerlein und sprechen höchstens mit dem einen oder der anderen Vertrauten darüber, sondern sie tun das sozusagen vor den Augen der im Netz präsenten Weltöffentlichkeit. Ihr work in progress kann in jeder Phase seines Entstehens von anderen in Augenschein genommen, kommentiert, kritisiert und ergänzt werden und der Autor entsprechend reagieren. Und wie wird er oder sie reagieren? Ich kenne keine bessere Situationsprognose als die Beschreibung, mit der *Marcus Tullius Cicero* in seinem Werk »De oratore« sein Verhalten als Anwalt vor Gericht schildert:

«(...)So richte auch ich, wenn ich darangehe, bei einem ungewissen, problematischen Fall auf die Richter einzuwirken, mein ganzes Sinnen und Trachten auf das Ziel, daß ich mit möglichst feiner Witterung erspüre, was sie denken, was sie glauben, was sie erwarten, was sie wünschen und in welche Richtung sie wohl durch die Rede am leichtesten zu lenken sind. Wenn sie mir nun entgegenkommen und, wie ich vorhin sagte, schon von sich aus dazu neigen und tendieren, wozu ich sie bewegen will, ja dann ergreife ich die Chance und setze mein Segel in der Richtung, aus der sich eine Brise zeigt.»⁷

Wer wollte das auch einem Autor, einer Autorin verdenken, die sich – jung vielleicht noch dazu – mit einer ersten Publikation ins Netz wagen?! Es gehört keine Prophetengabe dazu vorauszusehen, dass im Maß der Verbreitung dieser Publikationsform die Wissenschaften noch konservativer werden, als sie es ohnehin schon sind. Wer soll denn die Energie aufbringen, unter kritischem Dauerbeschuss eine ganze Weile an einer Außenseitermeinung festzuhalten und sie reifen zu lassen? Die Möglichkeit sofortiger kritischer Intervention, die als der große Vorteil gegenüber dem bisherigen Publikationsbetrieb gilt, bringt sich zugleich um die Chance der Distanznahme zur eigenen Position, die wiederum

⁷ *Marcus Tullius Cicero*, *De oratore*. Über den Redner II, 186-187. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und hg. von *Harald Merklin*, Stuttgart, 3. Aufl. 1997, 323.

zu deren Klärung, Präzisierung, Vertiefung dient und überhaupt erst jenen Raum der Reflexivität öffnet, durch den gegangen zu sein, jeder ernsthaften wissenschaftlichen Wortmeldung normalerweise unterstellt wird. Längst steht auch in einer weiteren Hinsicht die gut begründete Vermutung im Raum, dass sich im Gang des Siegeszuges der »Neuen Medien« auch der Wissenschaftsbegriff markant verschiebt: Online-Datenbanken bieten heute zu jedem beliebigen Suchbegriff eine solche Masse von Quellenangaben, dass man längst dazu übergeht, auch die Nutzung dieser Ressourcen selbst an den Rechner zu delegieren: So entstehen gleichsam technische Assistenten, die per Software ein Sucherprofil ihres Nutzers erstellen und dann sozusagen selbstständig zusammentragen, was wir – ihrer »Meinung« nach (um so anthropomorph zu sprechen) – suchen. Auf diese Weise beginnen die Suchmaschinen, nicht nur Antworten zu geben, sondern selbst auch bereits die Fragen zu formulieren. Was bedeutet es aber für die Konzepte »Wissen«, »Wissenschaft« und »Wirklichkeit«, wenn sich ihre Verknüpfung mit der Autonomie der Forschungsobjekte auf diese Weise lockert?

»Ganz sicher sind wir uns (...) nicht, ob die Informationsassistenten, obgleich von uns geschaffen, wirklich die Assistenten bleiben werden. Medien sind eben mehr als nur Mittel, sondern Umgebungen, die selbständig dominant werden können.«⁸

Ein Drittes kommt hinzu: Auf Grund der explosionsartigen Zunahme von Webseiten – im Dezember 1997 schätzte man ihre Gesamtzahl auf 320 Millionen, im Februar 1999 auf 800 Millionen – vermögen selbst beste Suchmaschinen nur einen Bruchteil der über sie abgefragten Informationen aufzufinden. Der qualitativ als besonders hoch stehend geltende (weil auf Begutachtung durch Experten basierende) Webindex »Yahoo« liefert derzeit auf ein eingegebenes Stichwort lediglich 7,4% der für das Stichwort relevanten Webseiten. Eine Untersuchung von elf großen Suchmaschinen durch das NEC Research Institute (Princeton) verzeichnet als Gesamtleistung dieser Indices eine Abdeckung von ca. 42% aller Webseiten. Das hat zum einen damit zu tun, dass die Größe der Indices nicht mit den durch sie erzielbaren Einnahmen für Anzeigen korreliert, zum anderen damit, dass Angebote, die auf möglichst vielen anderen Seiten per Link verankert sind, ungleich schneller als andere in ein Verzeichnis aufgenommen werden (ganz zu schweigen davon, dass Webseiten auch gegen finanzielle Leistungen attraktive Platzierungen auf den Trefferlisten erhalten). Ein Problem ganz eigener Art entsteht dabei zugleich dadurch, dass neue Seiten in der Regel nach sechs Mona-

⁸ *Rainer Kuhlen*, Zuckerguß von Multimedia. Die Bedeutung der Telemediatisierung für die Wissenschaft, in: *Forschung & Lehre* 3/98, 119-121, hier 121.

ten von Suchmaschinen erfasst werden, ihr Durchschnittsalter aber unter zwei Monaten liegt. Die Brisanz hinter dieser Unvollständigkeit bzw. Manipulierbarkeit und Langsamkeit der Indizierung liegt auf der Hand, wenn man deren Konsequenz für ein per Internet ergehendes Waren- oder Dienstleistungsangebot (E-Commerce) oder für öffentliche Meinungsbildungsprozesse in Betracht zieht.⁹ Hinsichtlich abrufbarer Informationsbestände kommt durch die Veraltungsgeschwindigkeit der Webseiten das Problem hinzu, dass einmal entdeckte Datenressourcen bei einem neuen Aufruf erheblich verändert bzw. überhaupt nicht mehr auffindbar sein können. Die für wissenschaftliches Arbeiten konstitutive Angabe verlässlicher Quellen steht durch die Telemediatisierung zur Disposition. Wissen und Information beginnen auf Grund der Quantität und Genese der Letzteren auseinanderzuklaffen.

2. *Information und Kommunikation*

Ähnlichen Wandlungen wie der Sprach-, der Text- und der Wissensbegriff unterliegen auch die Konzepte der Information und der Kommunikation.¹⁰ Relativ einfach lässt sich das im Zusammenhang des Begriffs der Information exemplifizieren. Information ist weit weniger statisch und harmlos, als gemeinhin angenommen. Nicht nur, dass der soeben vermerkte temporale Faktor sich bei Information unmittelbar ökonomisch zur Geltung bringt, sofern nichts älter ist als die Information von gestern. Neben diesem temporalen Charakteristikum prägt Information fundamental eine soziale Komponente: Der Wert einer Information bemisst sich daran, wer zu ihr Zugang hat. Oder anders gewendet: Wer rechtzeitig – das heißt im Wesentlichen: vor anderen – in den Besitz von Informationen gelangt, die diese anderen interessieren oder betreffen, kann dadurch seine soziale Stellung begründen oder sichern. Es versteht sich von selbst, dass auch der Informationszugang dabei primär über ökonomische Mechanismen geregelt wird: Das Exklusiv-Interview mit dem einzigen Augenzeugen eines Skandals oder einer Tragödie bekommt der Sender, der am meisten bietet. Die Umlaufgeschwindigkeit, die Informationen im Netz gewinnen, lässt diesen sozialen und ökonomischen Faktor exponentiell steigen. Informationen werden längst wie an einer Börse gehandelt.

⁹ Vgl. dazu im Internet: Dunkel, aber sauber. »<http://www.spiegel.de/netzwelt/technologie/nf/0,1518,30678,00.html>«; Patrick Illinger, Wer sucht, erblindet. Die Mehrzahl der Webseiten im Internet ist unauffindbar, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 158 vom 13.07.1999, V2/12.

Eine weitere Veränderung des Informationsbegriffs kommt hinzu. Die technische Basis der »Neuen Medien« erlaubt problemlos die Speicherung beliebiger Mengen von Information. Ist die Festplatte groß genug, spielt es keine Rolle, ob ich 3000 oder 30.000 Dateien auf ihr ablege. Dieses technische Gedächtnis unterscheidet sich aber dezidiert vom menschlichen Gedächtnis: Dieses pflegt Informationen zur besseren Handhabung gewissermaßen zu verdichten und dann sowohl individuell psychisch wie auch kollektiv sprachlich zu sedimentieren. Wir alle wissen, welche Schnippchen uns unsere Erinnerung schlagen kann und dass wir das Vergangene grundsätzlich verklären. Das gilt auch im großen Rahmen etwa sprachlicher und kultureller Kollektive. Die Festplatte tut das nicht. Durch die »Neuen Medien« kommt es im Datenuniversum zu einer neuen Form von Traditionsbildung.¹⁰ Sie holt als Realität das satirische Diktum *Karl Valentins* ein, der einmal meinte, die Vergangenheit sei auch nicht mehr das, was sie früher einmal war. In einem Punkt freilich scheinen sich menschliches Gedächtnis und digitale Datenspeicher einigermaßen ähnlich zu bleiben: Dem menschlichen Vergessen¹² dürfte quantitativ gesehen mehr oder weniger entsprechen, was im Netzwerk durch technische Defekte oder gezielte Sabotage – Stichwort »Viren« – an Daten unwiederbringlich verloren geht.

Ähnlich grundlegende Veränderungen betreffen schließlich den Kommunikationsbegriff. Um den Vorgang exakt zu erfassen, ist hilfreich, mit in Betracht zu ziehen, dass der Kommunikationsbegriff in der Neuzeit schon einmal eine radikale Umorientierung erfahren hat. In der Philosophie der Antike wie des Mittelalters spielte Kommunikation eine hoch bedeutsame Rolle. Griechisch hieß sie »μέθεξις«, lateinisch »participatio«. Diese war auch der Leitfaden einer primär metaphysisch verstandenen Analogie-Theorie, also desjenigen Reflexionsstücks, das von *Aristoteles* bis *Thomas von Aquin* samt Epigonen spezielle Probleme des Sprachgebrauchs – und vor allem theologische – zu seinem Anlass wie zu seiner heimlichen Mitte hatte. Durch *Richard von St. Viktor* und *Thomas von Aquin* gewann aber auch die »communis«-Wortfamilie – und innerhalb ihrer der Term »communicatio« – den Rang, zum theolo-

¹⁰ Vgl. dazu auch *Steven Johnson*, *Interface Culture*. Wie neue Technologien Kreativität und Kommunikation verändern. Aus dem Amerikanischen von Hans-Joachim Maass, Stuttgart 1999.

¹¹ Vgl. *Hartmut Winkler*, *Docuverse*. Zur Medientheorie der Computer, München 1997, 183-184.

¹² Vgl. dazu die Studie von *Harald Weinrich*, *Lethe*. Kunst und Kritik des Vergessens, München, 2. Aufl. 1997.

gischen Grundwortschatz zu gehören.¹³ »μέθεξις«, «participatio» oder »communicatio« bezeichnen Teilhabe-Verhältnisse. Oder in verbaler Version: Verschiedene Instanzen teilen ein Gemeinsames. Einige theologische Fragestellungen illustrieren das besonders aufschlussreich: Einmal die »communio sanctorum«, die sich von einer »communicatio in sanctis« her versteht, also nicht auf die »Gemeinschaft der Heiligen« abhebt, wie gern falsch übersetzt wird, sondern die Teilhabe an den »sanctis« im Blick hat – und das heißt sehr konkret: die Teilnahme an den heiligen Gaben der Eucharistie. Und das zweite Thema war das der »communicatio idiomatum«, der Frage also, ob und wie und – wenn ja – warum bestimmte Prädikate der einen trinitarischen Person auch der anderen zukommen.

Das hinter all diesen Theoriezusammenhängen wirksame Verständnis von Kommunikation tritt überdeutlich in *Aurelius Augustinus'* diesbezüglich einschlägigem Traktat, dem Dialog »De magistro« hervor.¹⁴ Wenn der Lehrer dem Schüler etwas mitteilt, dann trägt er – so *Augustinus* – nicht etwas Neues in seine Seele hinein, sondern weckt die bereits im Schüler liegende Wahrheit nur als eine Art Maieut¹⁵, als Geburtshelfer auf. Exakt so versteht *Augustinus* auch das Verhältnis von Glaubenswahrheit und Verkündigungswort. Wohnt doch im Innern des Hörers bereits der »magister interior«, also Christus, so dass die gesamte Glaubenswahrheit nur noch in jenem Innern des Menschen gesucht und gefunden werden müsse – was *Augustinus* übrigens die kritische Frage einträgt, ob er damit nicht die Geschichtlichkeit der Offenbarung, speziell den Inkarnationsgedanken, problematisch herabgestuft habe.¹⁶ Kommunikation setzt – das steht logisch notwendig dahinter – das Haben eines Gemeinsamen voraus. Mitteilung im transitiven Sinn kann nur noch in Motivationen zur Bewusstwerdung des bereits Geteilten oder in Differenzierungsoperationen bestehen.

Der entscheidende Unterschied zwischen dem antiken und mittelalterlichen Kommunikationsbegriff einerseits¹⁷ und dem modernen anderer-

¹³ Vgl. *Peter Henrici*, Überlegungen zu einer Theologie der Kommunikation, in: *Seminarium* 38 (1986), 791-804, hier 793.

¹⁴ Vgl. *Aurelius Augustinus*, *De magistro*. Über den Lehrer. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und hg. von *Burkhard Mojsisch*, Stuttgart 1998.

¹⁵ Vgl. *Platon*, *Theaitetos* 149a-151d.

¹⁶ Vgl. etwa *Hansjürgen Verweyen*, *Gottes letztes Wort*. Grundriß der Fundamentaltheologie, Düsseldorf, 2. Aufl. 1991, 291.

¹⁷ Dieses Zusammenrücken des antiken und mittelalterlichen Kommunikationsbegriffs darf freilich nicht die epistemologischen Differenzen unterschlagen, die gerade in der Kommunikationstheorie zwischen *Augustinus* und *Thomas von Aquin* bestehen, sofern Letzterer – im Übrigen singular für seine Zeit – in einer ebenfalls »De magistro« betitel-

seits besteht darin, dass gemäß letzterem Kommunikation nicht mehr ein Gemeinsames voraussetzt, sondern es erst herstellt. Hoch spekulative Ansätze zu diesem Verständnis von Kommunikation und den in es involvierten Problemlagen finden sich bei *Gottfried Wilhelm Leibniz*: Seine Monadenlehre und die Konzeption der prästabilierten Harmonie haben damit zu tun. Im Grunde hatte *Leibniz* eine radikale Philosophie der Inkommunikabilität konzipiert, gegen Ende seines Lebens jedoch erkannt, dass sie sich nicht konsistent durchhalten lässt. Für den Fall bestimmter existenzieller Wahrheiten hat *Leibnizens* Theorie der Inkommunikabilität eine gewisse Renaissance durch *Sören Kierkegaard* erlebt: Für ihn gibt es Unsagbares, das sich zumindest nicht nach dem Modell wissenschaftlicher Wahrheiten kommunizieren lässt.¹⁸

Genau dieses Verständnis von Kommunikation als Herstellung von Gemeinsamkeit scheint sich durch die »Neuen Medien« erneut zu ändern – und zwar zurück in Richtung des alten Verständnisses von Kommunikation qua Teilhabe an einem Gemeinsamen. Man kann ja das ganze World Wide Web als einen einzigen riesigen Hypertext auffassen, der alle zu seinen Autoren hat, die sich in ihn einklinken und ihn – egal, ob durch eigenen Input oder lediglich individuelle Selektion – generieren. Wer sich einloggt (wie der Fachterminus heißt), partizipiert an etwas allen Beteiligten gleichermaßen Gemeinsamen. Kleine, aber aufschlussreiche terminologische Nebenbemerkung: Der gleiche Terminus »einloggen« meint in der Computerszene auch die sexuelle Begegnung im *rl* (»rl« steht für real life)¹⁹ – d.h. er erfüllt in etwa die Funktion des hebräischen *jdh*, das in den Bibelübersetzungen mit »erkennen« wiedergegeben wird (»Adam erkannte Eva«; Gen 4,1), also die bis in die Intimität reichende Gemeinsamkeit bezeichnet.

Zugleich wird auf diesem Hintergrund das Inkommensurable des Kommunikationsbegriffs der Neuen Medien gut fassbar. Ursprünglich ist Kommunikation streng kontextualisiert. Der Austausch zwischen den Kommunizierenden setzt räumliche und zeitliche Kopräsenz voraus – und er ist wechselseitig: Sender und Empfänger der kommunizierten Botschaft (in Wort oder Geste) können blitzschnell die Rollen tauschen

ten »Quaestio disputata« (in: *Thomas von Aquin*, Über den Lehrer. De magistro. Quaestiones disputatae de veritate. Quaestio XI. Lateinisch/Deutsch, hg., übersetzt und kommentiert von *Gabriel Jüssen*, *Gerhard Krieger*, *Jakob Hans Josef Schneider*, Hamburg 1988, 1-73) gegen *Augustinus* auf das aktive Beteiligtsein des Erkennenden am Erkennen insistiert.

¹⁸ Vgl. dazu *Henrici*, 799-801 (Anm. 13).

¹⁹ Vgl. *Gundolf S. Freyermuth*, *Cyberland*. Eine Führung durch den High-Tech-Underground, Berlin 1996, 113.

– meist, um auf eine soeben ergangene Botschaft zu reagieren. Kommunikation ist vollständig in einen Raum personaler Begegnung eingebettet. Der erste Schub der Technifizierung von Kommunikation – vom Telefon über den Rundfunk und das Fernsehen bis zum Videorecorder – zerbricht Stück um Stück diesen Zusammenhang. Wer telefoniert, braucht temporale, aber gerade eben keine lokale Kopräsenz mehr; auch einander Unbekannte können miteinander telefonieren, setzen aber über Stimme, Sprache, Reaktion einander ein Stück von sich aus. Rundfunk und Fernsehen machen dann Kommunikation im Grunde zur uneigentlichen, weil zur Einbahnstraße – und verleihen damit einigen wenigen Macht über viele. Genau das hat 1932 einem nicht gepasst, so dass er die Aufhebung dieser verdammten Einbahnstraße forderte – und damit (ohne das ahnen zu können) zum Propheten des Internet geworden ist. Man glaubt es kaum. Es ist *Bert Brecht*:

»Durch immer fortgesetzte, nie aufhörende Vorschläge zur besseren Verwendung der Apparate im Interesse der Allgemeinheit haben wir die gesellschaftliche Basis dieser Apparate zu erschüttern, ihre Verwendung im Interesse der Wenigen zu diskutieren.«²⁰

Und dann schlägt er in diesem Sinne vor:

»Der Rundfunk wäre der denkbar großartigste Kommunikationsapparat des öffentlichen Lebens, ein ungeheures Kanalsystem, das heißt, er wäre es, wenn er es verstünde, nicht nur auszusenden, sondern auch zu empfangen, also den Zuhörer nicht nur hören, sondern auch sprechen zu machen und ihn nicht zu isolieren, sondern ihn in Beziehung zu setzen. Der Rundfunk müßte demnach aus dem Lieferantentum herausgehen und den Hörer als Lieferanten organisieren.«²¹

Genau das tut das World Wide Web heute. Aber Vorsicht! Die Rückkehr zum alten Kommunikationsbegriff ist nur eine vermeintliche. In Wirklichkeit handelt es sich um das Aufkommen eines ganz neuen Begriffs: Teilhabe an einem Gemeinsamen (alter Begriff) und Herstellung des Gemeinsamen (neuzeitlicher Begriff) fallen zusammen. Räumliche Kopräsenz entfällt, zeitliche ist nur zu bestimmten Zwecken nötig, etwa zur Teilnahme an einem »Chat«, ein Ausdruck, der von »to chat« (plaudern) kommt und die Live-Diskussion über ein bestimmtes Thema an einem markierten, also auffindbaren Ort des Netzes meint, also eine Art öffentlich zugängliche Quasselstube. Ein weiteres kommt hinzu: Selbst dann, wenn eine Dimension von Kopräsenz gegeben ist, bleibt Kommunikation über die »Neuen Medien« völlig anonym. Die durch PC und Internet ermöglichte Kommunikationsform vereinigt Züge aus dem

²⁰ Bertold Brecht, Der Rundfunk als Kommunikationsapparat, in: Dieter Prokop (Hrsg.), Massenkommunikationsforschung, Bd. 1: Produktion, Frankfurt/M. 1972, 31-35, hier 35.

alten wie dem neuzeitlichen Kommunikationsparadigma, die sich innerhalb des Rahmens ihrer Herkunft ausschließen.

Man kann das Inkompatible der durch PC und Internet ermöglichten Kommunikationsform auch durch zwei Ausgrenzungsoperationen zur Geltung bringen: So wenig sich die telematische Kommunikation mit dem Modell der Interaktion raum-zeitlich Anwesender erfassen lässt, so wenig folgt sie dem Muster der durch Schriftlichkeit ermöglichten Unterbrechung interaktiver Prozesse. Im World Wide Web dient Schrift zum einen der Interaktion temporal-kopräsenter Individuen, ohne dass diese als solche identifizierbar wären, zum anderen entbehrt die verschriftlichte Information jener Persistenz, die herkömmlichen Texten eignet. Dieses bisher nicht da gewesene Ineinander von Schriftlichkeit und Mündlichkeit gewinnt markant philosophisches Kolorit dadurch, dass es eine philosophische Diskussion tangiert, die schon von *Platon* angestoßen wurde. *Platon* war Schrift-Skeptiker, weil seiner Überzeugung nach durch die Schriftzeichen das Gedächtnis vernachlässigt und damit die Vergessenheit gefördert wird.²² Die mündliche Schriftlichkeit oder schriftliche Mündlichkeit der »Neuen Medien« verschärft das von *Platon* gesehene Problem, sofern sie einer fundamentalen Exteriorisierung des Subjekts Vorschub leistet, einer Veräußerung und Veräußerlichung, die scheinbar risikolos geschieht, weil der Agent, die Agentin dabei gänzlich anonym bleiben kann. Ich spreche dabei von »Exteriorisierung« gänzlich wertfrei, meine aber, dass das damit verbundene Risiko legitimerweise einer näheren Analyse unterzogen werden kann.

Damit ist der Punkt erreicht, von dem aus nach etwaigen philosophischen Tiefenwirkungen der »Neuen Medien« zu fragen ist. Wir sind mit einer technisch produzierten dritten medialen Dimension konfrontiert. Wenn sich die Begriffe von Sprache, Text, Wissen, Information und Kommunikation in der geschilderten Weise umformen und zugleich die Einsichten der Vernunft – wie der Sprachkritik – in Geltung bleiben, muss sich zwangsläufig auch das ändern, was als Gegenstand philosophischer Welt- und Selbstbeschreibung überhaupt auftreten kann. Diese Transformationsprozesse fokussieren sich in der Debatte um den Begriff der Virtualität.²³

²¹ *Brecht*, 32 (Anm. 20).

²² *Platon*, *Phaidros* 274c-276a.

²³ Vgl. dazu auch *Müller*, *Computer machen Leute. Philosophie, Neue Medien und Cyber-Religion*, in: *Renovatio* 54 (1998), 149-162, hier 150-152; *Ders.*, *Möglich, wirklich, virtuell - oder was? Zu einer philosophischen Konsequenz der neuen Medien*, in: *Bertelsmann Briefe* 140 (Herbst/Winter 1998), 65-67.

III. MÖGLICH, WIRKLICH – VIRTUELL?

Die »Neuen Medien« eröffnen nicht eine völlig neue mediale Dimension; eher wird man praktisch-technisch viele Züge aus der »Gutenberg-Galaxis«²⁴ und den alten elektronischen Medien wieder finden – nur technisch elaborierter, funktional komplexer und beschleunigter – jedoch in sie implementiert Züge, die es bislang noch nicht gab, so etwa das Senderpotenzial von vielen zu vielen und prinzipiell von allen zu allen, das schon *Brecht* eingeklagt hatte²⁵ und das heute eine Selbstverständlichkeit ist. Oder das Verschwinden der Grenze zwischen Erwachsenen- und Kinderwelt (weil man nicht mehr langwierig lesen lernen muss, um an der Welt der Großen zu partizipieren, sondern nur noch den richtigen Schalter zu bedienen²⁶). Oder aber digitale Inszenierungen, die jegliches physikalische Gesetz hinter sich lassen.²⁷ Eben darum beginnen jetzt bereits die »Neuen Medien« die Selbst- und Weltbeschreibung ihrer Nutzer – der user und indirekt auch der Nicht-Nutzer, der loser – zu verändern, und auch das verdient die Aufmerksamkeit der Philosophie.

Verblüffen muss, in welchem Umfang solche Veränderungen wie selbstverständlich Platz greifen. Als besonders aufschlussreicher Indikator dafür kann gelten, wie heute im seriösen publizistischen Bereich von Realität und Virtualität gesprochen wird: Der Chefredakteur der »Zeit« votiert auf der Titelseite einer Ausgabe seines Blattes dafür, eine dreistellige Millionensumme aus der bisher dröge verlaufenden Vorbereitung der Expo 2000 in Hannover für eine elektronische Weltausstellung im Internet umzuschichten und so einen Beweis für die Zukunftsträchtigkeit des Standorts Deutschland zu liefern. Er wettet sogar, die elektronische Expo werde besser besucht sein als die reale, und anders als die Hannoveraner Expo müsste die elektronische nicht Ende Oktober ihre Tore schließen. Manchmal sei das Virtuelle beständiger.²⁸ Die »Süddeutsche Zeitung« betitelt in ihrer Beilage »Bildung und Beruf« zu einer Wochenendausgabe: »Das Spiel mit der Wirklichkeit. In virtuellen Rea-

²⁴ Vgl. *Marshall McLuhan*, *The Gutenberg Galaxy. The Making of the Typographic Man*, Toronto 1962.

²⁵ Vgl. *Brecht*, 32-33 (Anm. 20).

²⁶ Vgl. dazu *Jochen Hörisch*, *Jenseits der Gutenberg-Galaxis. Zur Genealogie und Funktion der neuen Medien*, in: *Universitas* 54 (1999), 551-562, hier 552.

²⁷ Aufs Spektakulärste geschah dies 1999 in dem Film »Matrix« von *Larry und Andy Wachowski*. Vgl. dazu *Christian Jürgens*, *Keanu im Wunderland. Ein Cybertraum. »Matrix« ist das Kino-Abenteuer des Jahres*, in: *Die Zeit* Nr. 25 vom 17.6.1999, 36.

²⁸ Vgl. *Roger de Weck*, *In Hannover? Nein, im Internet*, in: *Die Zeit*. Nr. 8 vom 12. 2. 1998, 1.

litäten kann die Arbeitslosigkeit bereits heute halbiert werden.«²⁹ Ein paar Tage später berichtet die gleiche Zeitung unter dem Titel »Potemkin umgekehrt«, dass der niederbayerische Kurort Bad Birnbach – wie andere unter schwindenden Besucherzahlen leidend – das Titelbild seines neuesten Werbeprospekts mit einem Foto schmückt, auf dem aus der ländlich-romantischen Silhouette des Dorfes ein paar unschöne Hotelbetonbauten einfach herausgeklickt sind (und der Bürgermeister verteidigte diese »kreative Bearbeitung« damit, dass nur so der Ort samt der schönen Kuranlage »in den Blickpunkt des unbefangenen Betrachters zu rücken« sei). Fazit: »Das Echte muß nicht unbedingt schöner sein oder: In Bayern ist die Wirklichkeit ganz anders als die Realität«³⁰ – wobei letztere Ortsangabe getrost durch beliebig andere ersetzt werden kann: In Fachorganen für universitäre Lehre wird die Realisierbarkeit virtueller Hochschulen diskutiert³¹ und eine Internet-Seite bietet »virtuelle Wahlberatung«, die darin besteht, dass der user in einem Katalog von Meinungen diejenigen anklickt, die ihm am meisten zusagen, um dann postwendend darüber aufgeklärt zu werden, welche Partei er vernünftigerweise wählen müsse.

Doch ungeachtet dieser scheinbaren Selbstverständlichkeiten: Wenn im Kontext der »Neuen Medien« von »Virtualität« die Rede ist – was meint das genau? Das Wort dürfte auf den großen Scholastiker *Duns Scotus* zurückgehen und steht dort im Zusammenhang des damals heiß umstrittenen Problems, wie sich denn Allgemeinbegriffe zu den unter sie fallenden Einzeldingen verhalten (Universalienstreit): Der Begriff eines Dings enthält dessen empirische Eigenschaften »virtualiter«, am besten zu übersetzen mit: »als etwas, das nach Anlage oder Vermögen der Möglichkeit nach vorhanden ist«; also: mögliche Wirklichkeit. Aber: Ist eine mögliche Wirklichkeit wirklich? Oder ist sie nur möglich? Und gibt es sie überhaupt? Schwer zu sagen. Außer Zweifel steht, dass man sich mittels PC und entsprechender Zusatzausstattung buchstäblich in anderen Welten bewegen kann, ohne – und das ist gleich eine weitere Pointe – den eigenen Schreibtischstuhl verlassen zu müssen; kleine Bewegungen der Hände auf der Tastatur bzw. am Joystick, ergänzt durch kurze Augenbewegungen in Korrelation mit dem Terminal oder – technisch avancierter – innerhalb des Datenhelms, genügen. Cyber-Freaks berichten übereinstimmend, dass sie die medial besuchten Welten no-

²⁹ Süddeutsche Zeitung. Nr. 37 vom 14./15.2.1998, V1/1.

³⁰ Süddeutsche Zeitung. Nr. 40 vom 18.2.1998, 56.

³¹ Vgl. Forschung & Lehre 2/1998, 60-71.

torisch binnen kurzem realer empfinden als die Welt, aus der sie dorthin gestartet sind, d. h. der Virtualitätsindex verschiebt sich von der einen zur anderen. Was aber heißt dann »virtuell« überhaupt noch? Das ist alles andere als eine neue Frage. Die wurde vielmehr bereits in der Konstitutionsphase der okzidentalen Philosophie gestellt, näherhin und mit aller Vehemenz von *Parmenides*.³² Es ist die Frage nach Sein und Schein. Was ist, ist – und ist eins, vollkommen und unvergänglich. Was diese Bedingungen nicht erfüllt, aber Anspruch auf Sein macht, ist Schein – und der ist schlichtweg nichts, war *Parmenides* überzeugt. Damit war eine der Grundfragen der Philosophie aufgeworfen, die seit dem 17. Jahrhundert unter dem Titel »Ontologie« (Lehre vom Seienden als Seienden) verhandelt wird. Die sozusagen »gefrorene Ontologie« des *Parmenides* verfiel schon bei *Aristoteles* der Kritik. Im IX. Buch seiner »Metaphysik«³³ erläutert er, dass und warum etwas, das ist, nicht notwendig, und etwas, das nicht ist, nicht unmöglich sein muss. Seiendes kann auch nicht-notwendig, Nichtseiendes möglich sein. Die heutige Virtualitätsthematik treibt das Problem sozusagen um eine Drehung weiter: Sie behauptet ontologisch gesehen Nichtseiendes als existent und gibt das Prädikat »sein« für ontologisch Existentes auf.

Die Rede von »virtueller Realität« ist darum zutiefst aporetisch: Von »virtueller Realität« reden kann nämlich nur, wer mehr als eine Realität annimmt, also – und jetzt bahnt sich die Aporie bereits sprachlich an –, wer von einer *realen Realität* ausgeht, der eine virtuelle an die Seite tritt. Nur – und damit bricht die Aporie auf – : Ist dieser Unterschied gemacht, lässt sich nicht mehr klären, welche der (mindestens zwei) Realitäten nun die reale und welche die virtuelle ist. An die Stelle der gefrorenen Ontologie des *Parmenides* und der modalen Ontologie des *Aristoteles* etabliert sich eine fluide Ontologie. Es handelt sich bei ihr um so etwas wie eine ontologia negativa: Sie beschränkt sich darauf zu sagen, was Wirklichkeit nicht ist, ohne ein Wort darüber zu sagen, was es denn bedeutet, von etwas zu sagen, dass es ist. Im Horizont der »Neuen Medien« gilt die Annahme einer eigentlichen Wirklichkeit so falsch wie die Gegenthese, dass es überhaupt nur noch Schein gebe und Realität als solche ausgelöscht sei – eine Position, die übrigens von einem der prominentesten Repräsentanten der sogenannten Postmoderne vertreten

³² Vgl. das Kapitel *Parmenides von Elea*, in: Die vorsokratischen Philosophen. Einführung, Texte und Kommentare v. *Geoffrey S. Kirk, John E. Raven, Malcolm Schofield*. Ins Deutsche übers. v. *Karlheinz Hülsler*, Stuttgart-Weimar 1994, 263-289.

³³ Vgl. *Aristoteles*, *Metaphysik IX*, 3 1046b 29 - 1047a 17.

wird: von *Jean Baudrillard*.³⁴ *Stefan Münker* bringt das auf den Nenner: Eine ›virtuelle Realität‹ gebe es überhaupt nicht, weil es ›die eigentliche Wirklichkeit‹ nicht gebe, gegen die jene sich abgrenzen müsste. Die Frage nach dem ontologischen Status des Cyberspace zwingt dazu, bereits die Frage nach seinem Sein oder Nichtsein *anders* als bisher zu fassen: nicht als die Suche nach einer abschließenden Antwort, sondern als Aufforderung, sie *als* Frage anzunehmen. Die Frage nach dem Sein oder Nichtsein lasse sich nur dadurch aufnehmen, dass man die Spannung, die in ihr steckt, schlichtweg aushält. Charakteristisch für diese Perspektive ist eine gewisse Unentschiedenheit, ja mehr noch: eine entschiedene Verteidigung der Unentscheidbarkeit der so klassischen wie diffizilen Probleme von »Sein«, »Wahrheit« oder »Wirklichkeit«.³⁵

IV. DER PARADEFALL DER VIRTUALITÄT:

GELD – UND WAS DIE TELEMEDIATISIERUNG AUS IHM MACHT

Geld repräsentiert das raffinierteste Kommunikationsmedium der Menschheit und bezieht diese seine Leistungsfähigkeit aus der ihm konstitutiven Virtualität:

»Alles, was zivilisatorisch errungen worden ist, beruht auf der Vereinbarung, einem Stück Papier, einer Münze oder Kinkerlitzchen, die an sich wertlos sind, einen Wert beizumessen, sowie in der kollektiven kulturellen Aufhebung jeglichen Zweifels an eigentlich wertlosen, aber wertbesetzten Gegenständen. Selbst Gold oder andere seltene oder kostbare Gebrauchsobjekte haben nur dann einen Wert, wenn eine Gesellschaft übereinkommt, ihm beziehungsweise ihnen einen Tauschwert zuzubilligen. Schließlich geht der Begriff ›Kredit‹ auf einen lateinischen Satz mit der Bedeutung zurück: ›Er glaubt es!‹³⁶,

schreibt *Ray Hammond*, um daran zu erinnern, wie selbstverständlich menschliche Kommunikation seit Jahrtausenden (Schrift und Geld scheinen vor ca. 5000 Jahren ziemlich zeitgleich in Sumerischen Tempeln erfunden worden zu sein) mit Virtualität umgeht, um daraus zu-

³⁴ Vgl. *Jean Baudrillard*, Illusion, Desillusion, Ästhetik, in: *Stefan Iglhaut/Florian Rötzer/Elisabeth Schweeger* (Hrsg.), Illusion und Simulation. Begegnung mit der Realität, Ostfildern 1995, 90-101; *Ders.*, Das perfekte Verbrechen, München 1996; Vgl. dazu auch *Niklas Luhmann*, Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2. Teilband, Frankfurt/M. 1997, 1147-1148.

³⁵ Vgl. *Stefan Münker*, Was heißt eigentlich: »Virtuelle Realität«? Ein philosophischer Kommentar zum neuesten Versuch der Verdopplung der Welt, in: *Ders./Alexander Roesler* (Hrsg.), Mythos Internet, Frankfurt/M. 1997, 108-127, hier 118.

³⁶ *Ray Hammond*, Alles auf Kredit. An der Schwelle zum neuen Jahrtausend: Globale Virtualität wird für die Menschheit mehr Fortschritt bedeuten, als sie mit herkömmlichen Maßstäben vorherzusehen vermag, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 94 vom 24./25.04.1999, Feuilletonbeilage I.

gleich zu folgern, dass die durch die Telemediatisierung zum Thema gewordene Virtualität keinerlei Problem darstelle.

Genau das aber ist die Frage. Geboren nämlich ist die konstitutive Virtualität des Geldes aus der Sorge um eine – anachronistisch gesprochen – lebensweltlich situierte Gerechtigkeit. So jedenfalls formuliert das der erste Geldwert-Theoretiker der okzidentalen Philosophie: *Aristoteles*. Im V. Buch seiner »Nikomachischen Ethik« entwickelt er am Leitfaden des Gedankens der »μεσότης (Mitte) einen proportionalen Gerechtigkeitsbegriff, der den Vorzug hat, an sich Unvergleichliches (z. B. Krankheiten mit den dem behandelnden Arzt für die Therapie zu entrichtenden Naturalien) vergleichbar zu machen, und verbindet diesen mit dem Kriterium des Bedürfnisses. Geld dient damit der temporal verlagerten und dadurch autonom gemachten Bedürfnisbefriedigung.³⁷

Symptomatisch für das Phänomen Geld in der Neuzeit und der Gegenwart ist freilich, dass es aus jenem von *Aristoteles* vorausgesetzten Rahmen einer Gerechtigkeitstheorie herausgelöst und damit hinsichtlich seiner Virtualität sozusagen dem freien Flottieren überlassen wird. Die Folgen lassen sich bereits im Blick auf die schillernde Gestalt des Papiergeld-Erfinders *John Law* und sein Wirken studieren.³⁸ Wie Geld kraft seiner mit seiner Virtualität einhergehenden Eigenschaftslosigkeit in der modernen Gesellschaft den Rang jenes Universale einnimmt, der zuvor der Religion zugeschrieben war, hat *Jochen Hörisch* in eindrucklichen Studien dokumentiert: Die Münze anstelle der Hostie (communicatio sanctorum!) als das Verbindende der Gesellschaft!³⁹ Nur dass eben Geld mittlerweile, statt Begehren zu erfüllen, selbst erstes Objekt aller Begierde geworden ist. Anders lässt sich ja nicht erklären, was gegenwärtig an den Börsen passiert. Um es an einem einschlägigen Beispiel zu verdeutlichen: Das Internet-Unternehmen »Amazon« – Online-Verkauf von Büchern und CDs – notierte Ende 1998 mit 20 Mrd. Dollar Börsenwert, obwohl es gleichzeitig nicht nur keinen Gewinn, sondern 124 Mio. Dollar Verlust machte.⁴⁰ Die interne Logik dieses Phänomens hat bereits Anfang dieses Jahrhunderts der heute so gut wie vergessene italienische Philosoph *Carlo Michelstaedter* (1887-1910) – schon aus dem Namen ersichtlich von deutschen Vorfahren herkommend und im assi-

³⁷ Vgl. *Aristoteles*, Nikomachische Ethik. V, 8, 1133 a 29-30 - b 11-14.

³⁸ Vgl. *James Buchan*, Unsere gefrorenen Begierden. Was das Geld will. Deutsch von *Angelika Praesent* und *Peter Torberg*, Köln 1999.

³⁹ Vgl. *Jochen Hörisch*, Brot und Wein. Die Poesie des Abendmahls, Frankfurt/M. 1992; *Ders.*, Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes. Frankfurt/M. 1996; *Ders.*, Gutenberg-Galaxis, 558-560 (Anm. 26).

⁴⁰ Vgl. als Quelle: *Der Spiegel* 28/1999, 79.

milierten Judentum aufgewachsen – auf den Punkt gebracht: Das Geld – so Michelstaedter – werde völlig nominell werden, »eine *Abstraktion*, sobald die Räder so gut eingerichtet sind, dass jedes in die Zähne des anderen greift und es keiner Transmission bedarf.«⁴¹

Ähnliches, so *Michelstaedter* weiter, werde auch mit der Sprache geschehen. Durch zunehmende Distanz zu den Dingen würde sie nicht wirkungslos, sondern an die Grenze der absoluten Überzeugungskraft gelangen, sofern die konventionellen Zeichen als Wahrheit gelesen würden, und die Menschen würden »aufeinander spielen wie auf einer Tastatur. Wer eine *Rhetorik* schreiben will, wird dann leichtes Spiel haben.«⁴² Die Bestätigung dieser Prognosen, die da ein gerade Erwachsener in seiner Dissertation aus der klassischen Philologie um die letzte Jahrhundertwende traf, liefern heute die Tageszeitungen gleichsam von der Stange, wenn sie berichten, wie Banker traditionsreiche Kreditinstitute durch riskante Operationen mit Milliarden-Dollar-Beträgen in den Ruin spekulieren (*Nick Leeson* 1995), wie Aktien von Unternehmen hochschießen, wenn diese Mitarbeiter entlassen, wie der Rücktritt eines sozialer Umverteilungspläne verdächtiger Finanzminister eine Börsen-Hausse auslöst (*Oskar Lafontaine* 1999) oder Spekulanten-Kartelle das Finanzwesen ganzer Staaten an den Rand des Zusammenbruchs treiben. Es macht das Hellsichtige an *Michelstaedters* Prognose aus, erkannt zu haben, dass die Transformation des Kommunikationsmediums »Geld« vom Medium zum Objekt Kommunikation als solche und ganze betrifft und diese von ihrem Bezug zu dem löst, was gemeinhin »Wirklichkeit« heißt. Insofern greifen die Telemediatisierung und der ökonomische Neoliberalismus geradezu fugenlos ineinander, indem sie sich wechselseitig verstärken.

Ein anderer Deutsch-Italiener – *Romano Guardini* – stellte schon in seinen 1947/48 erstmals gehaltenen Vorlesungen über »Das Ende der Neuzeit« genau die Frage, die wohl die größte Herausforderung artikuliert, die die telematisch exponentiell erweiterte Virtualisierung mit sich bringt:

»(...)Der Mensch ist doch, was er erlebt – was ist er aber, wenn sein Tun ihm inhaltlich nicht mehr zum Erlebnis werden kann? Verantwortung bedeutet doch das Einstehen für das, was man tut; den Übergang des jeweiligen Sachgeschehens in die ethische Aneignung – was ist sie aber, wenn der Vorgang keine konkrete Gestalt mehr hat, sondern in Formeln und Apparaturen verläuft?«⁴³

⁴¹ *Carlo Michelstaedter*, Überzeugung und Rhetorik. Aus dem Italienischen übers. und hg. von *Federico Gerratana* und *Sabine Mainberger*, Frankfurt/M. 1999, 124.

⁴² *Michelstaedter*, 125 (Anm. 41).

⁴³ *Romano Guardini*, Das Ende der Neuzeit. Ein Versuch zur Orientierung, Mainz-Paderborn 10. Aufl. 1986, 7-94, hier 61.

Es klingt wie das Echo dieser Frage, wenn gut ein halbes Jahrhundert später der Vorstandssprecher des führenden deutschen Software-Produzenten SAP bei allem Optimismus über den Gang der Telemediatisierung bekennt, im Blick auf das Internet seien es die zwischenmenschlichen Themen, die ihn zum Grübeln brächten.⁴⁴ Kommunikation befindet sich durch die Telemediatisierung längst in einem Transformationsprozess, von dem noch nicht abzusehen ist, zu welchem Resultat er führen wird. An einschlägigen Visionen aus der Cyber-Szene selbst mangelt es nicht. Was sie verbindet, ist die Idee einer »postbiologischen« Menschheit, die sich aus einer Verschränkung evolutionsbiologischer, nietzscheanischer und informationstheoretischer Motive speist und sich nicht nur in entsprechender Frontstellung gegen die klassischen Hochreligionen präsentiert, sondern selbst als neue Weltreligion begreift.⁴⁵

Klaus Müller, Dr. phil., Dr. theol. habil., ist Professor für »Philosophische Grundfragen der Theologie« an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und Direktor des gleichnamigen Seminars.

⁴⁴ Vgl. »Es gibt eine klare Marschrichtung«. SAP-Mitbegründer Hasso Plattner über die Zukunft des Internet, die Nachteile des Börsenbooms und die Strategie seines Unternehmens, in: *Der Spiegel* 28/1999 vom 12.7.1999, 78–80, hier 80.

⁴⁵ Ausführlich dazu vgl. Müller, *Das 21. Jahrhundert hat längst begonnen. Philosophisch-theologische Beobachtungen zur Cyber-Kultur*, in: *Michael Ebertz / Reinhold Zwick* (Hrsg.), *Jüngste Tage. Die Gegenwart der Apokalypik*, Freiburg 1999, 379–401.